**Abonnementspreis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Insertionspreis**
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pf.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Inserate:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 364. **Montag** den 18. Juli 1892 **86. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. Juli.

Lange Zeit hat die katholische Presse, den Mahnungen der katholischen Geistlichkeit folgend, dem Antisemitismus gegenüber sich ablehnend verhalten. Die Vertreter dieses Theiles der deutschen Presse sagten sich mit Recht, daß es ein gefährliches Spiel sei, gegen Andersgläubige zu hetzen, ein Spiel, das sich bitter rächen könnte, wenn Protestanten und Juden gegen den Katholicismus Front machten. Neuerdings ist das anders geworden. Die „Germania" ist zur Heerpauke des Antisemitismus geworden, und wie es am Niederrhein die kleinen ultramontanen Blätter getrieben haben, lehrt folgende Ausführung der „Crefelder Zeitung":

„Die Trümmer des Buschhoff'schen Hauses sind nicht allein das Wahrzeichen der Volkserregung, in die Herzen so Vieler ist der Keim des Hasses und des Mißtrauens gelegt worden, und wer die Stimmung in weiten Kreisen der niederrheinischen Bevölkerung in der letzten Zeit studirt hat, der wird bekennen müssen, daß Tausende auch jetzt noch der festen Ueberzeugung sind: „Der Jude hat es gethan." Die größte Schuld an dieser bedauernswerthen Stimmung trifft unstreitig die niederrheinische ultramontane Presse. Wir haben sie bis zum kleinsten Wochenblättchen hinunter im letzten Jahre aufmerksam verfolgt und können nach deren Leistungen in der Buschhoff'schen Angelegenheit die Tiefe der Erregung und des Fanatismus nur zu gut begreifen. Es würde zu weit führen, wollten wir nur einen kleinen Theil von dem anführen, was diese „für Wahrheit, Freiheit und Recht" kämpfenden Blätter und Blättchen während des Processes und noch mehr vorher verschuldet haben. Nur ein deutliches Beispiel von Gesinnungstüchtigkeit und Wahrheitsliebe, das uns von der allercompetentesten Seite mitgetheilt worden ist, sei hier angeführt. Der Erste Staatsanwalt Baumgard hat, gleich nachdem das Gutachten der medicinischen Sachverständigen feststand, wonach das bei der Leiche gefundene Blut vollständig der Blutmasse entspricht, die ein Kind in dem Alter von 5½ Jahren nur verlieren konnte, um die in hohem Maße aufgeregten Gemüther zu beruhigen, diese Thatsachen dem „Kantener Boten" (Kaplan Bresser) zur Veröffentlichung mitgetheilt. Die Redaction hat es aber für gut befunden, aus diesem authentischen Berichte all das Wesentliche, was zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen konnte, zu streichen, dagegen die bekannten „Gutachten" des „Schwätzers" Junkermann u. A., die die Thatsache eines Schächtschnittes als ungweifelhaft erwiesen erachteten, zur „Beruhigung" der Bevölkerung zu veröffentlichen. Wenn nicht blinder Haß und religiöser Fanatismus zu dieser Handlungsweise geführt haben, welche Motive sollen es denn sonst gewesen sein? Wir haben schon häufig Gelegenheit gehabt, die Art der Volksbelehrung und Volksaufklärung, die in diesen Caplanblättchen allwöchentlich einem naiven Leserkreise eingetrichtert wird, mit ihren bösen Folgen zu schildern. So geschrieben, wie in den letzten zwölf Monaten, ist jedoch diese Presse nie gewesen. Sie hat seit ihrem Bestehen — sie lebt ja meist erst seit zwei Jahrzehnten — den Unfrieden in der Bevölkerung mit allen Mitteln genährt, den religiösen Zwiespalt erweitert und „Kassenhaß und Classenhaß und Massenhaß" groß gezogen."

Der Grund dieser auffälligen Wandlung ist allerdings leicht zu erkennen, wenn man sich erinnert, daß der ultramontanen Parteileitung vor Allem daran liegt, die Jesuiten wieder in das Reich zurückzuführen, die öffentliche Aufmerksamkeit von den berüchtigten Lehren der „frommen Väter" abzulenken und einen Theil der protestantischen Bevölkerung zu der Meinung zu verleiten, sie hätten von den Jesuiten nicht nur nichts zu besorgen, sondern auch Gutes zu erwarten. Anfänglich suchte man den Protestanten einzureden, die Jesuiten würden die besten Mitkämpfer gegen die Socialdemokratie sein; da das nicht zog, warf man sich den Antisemiten in die Arme, um diese glauben zu machen, sie würden an den Jesuiten ebenso gute Verbündete finden, wie an der ultramontanen Presse. Diese hat denn auch bereits den großen Erfolg zu verzeichnen, daß alle Welt vom Talmud redet, von dem die wenigsten Juden mehr wissen, als andere Leute, und daß kein Mensch mehr von den berüchtigten jesuitischen Schriften mit ihrer vergiftenden Moral spricht. Schießt diese jesuitische Saat noch mehr ins Kraut, so erleben wir es sicherlich, daß für die Aufhebung des Jesuitengesetzes nicht nur die eigentlichen antisemitischen Abgeordneten, sondern auch noch ein namhafter Theil der antisemitisch angehauchten Conservativen eintritt. Hält dann nicht die Reichsregierung trotz der Willfährigkeit des Herrn Reichskanzlers gegen den Ultramontanismus an ihrem früheren Standpuncte fest, so fällt das Jesuitengesetz und die „frommen Väter Jesu", deren Orden zur Bekämpfung des Protestantismus gegründet ist und kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke scheut, ziehen, von den Antisemiten geführt und bejubelt, wieder in die deutschen Lande ein. Freilich wird es dann nicht lange dauern, bis man inne wird, was man gethan, und bis man am Leibe des Protestantismus spürt, welches die schlimmeren Feinde protestantischen Lebens und Glaubens, die schlimmeren und gefährlicheren Gegner der christlichen Moral sind.

---

Die Langsamkeit des Vorgehens Frankreichs in Dahomey ist von der öffentlichen Meinung des Landes und zwar auch von der dem Cabinet wohlwollenden Presse wiederholt getadelt worden. Man hatte ein rascheres, kräftigeres und entschiedeneres Auftreten gewünscht und empfindet es unangenehm, daß ein so unebenbürtiger Gegner wie Behanzin den Franzosen so lange zu schaffen giebt. Zum Theil, meint man, dürfte hierzu auch eine gewisse Zwiespältigkeit innerhalb der Leitung der französischen Action selbst beigetragen haben. Der Sturz des bisherigen Marineministers Herrn Cavaignac war eine Folge dieser allgemein verbreiteten Auffassung. Zum Wortführer der letzteren hatte sich der Deputirte Clémenceau gemacht, und er war es, der Herrn Cavaignac aus dem Sattel gehoben hat. Allerdings hat Herr Cavaignac mit schwer begreiflicher Zähigkeit an seinem Standpuncte festgehalten. Obgleich er die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß die Mehrheit der Kammer in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung ein einheitliches Commando für die Action in Dahomey verlangt, das heißt, daß der Oberbefehl über die Land- und Seetruppen einem Manne anvertraut werde, weigerte sich Herr Cavaignac, den Bericht des Marine-Ministeriums auf das Commando bezüglich einiger Schiffe, und wäre es auch nur für kurze Zeit, zuzugestehen. Während der letzten Campagne in Dahomey ereignete es sich aber, daß der Befehlshaber eines französischen Schiffes, der von dem Commando der Landtruppen um Unterstützung angegangen wurde, dieselbe mit Berufung auf einen Befehl verweigerte, welcher ihm eine Intervention zu Lande untersagte. Allerdings war überdies der betreffende Commandant der Ansicht, daß die Landtruppen sich nicht in Gefahr befänden, somit auch keines Beistandes bedürften. Die öffentliche Meinung will nun durchaus nicht, daß ähnliche Vorkommnisse sich wiederholen, und verlangt, daß dem Commandanten der Campagne gegen Behanzin im Hinblick auf die Möglichkeit, daß er einer Unterstützung durch Marinetruppen bedürfen sollte, das Verfügungsrecht über dieselben für die Dauer des Feldzuges eingeräumt werde. Der neue Marineminister Herr Burdeau hat, indem er die von der Kammer beschlossene Tagesordnung annahm, die Einheit im Commando der französischen Streitkräfte hergestellt. Inzwischen erscheint es auch dringend nothwendig, daß Frankreich sich zu kräftigerem Vorgehen emporraffe, denn folgende, heute eingelaufene telegraphische Meldung klingt nicht besonders tröstlich:

**Paris**, 17. Juli. Oberst Dodds, Commandant der französischen Streitkräfte in Dahomey, telegraphirte dringend um Verstärkung, weil die Truppen des Königs Behanzin Porto-novo bedrohen. Der Ministerrath beschloß die Verstärkung des Corps um 3000 Mann.

---

In England wird gegenwärtig die Frage lebhaft erörtert, was Lord Salisbury angesichts des gegen ihn ausgefallenen Wahrspruches des Landes thun werde. Die Ansicht ist überwiegend, daß er so lange im Amte bleiben wird, bis er wirklich im Unterhause eine Niederlage erlitten hat. Ein vertrauter Freund des Premierministers, Sir Algernon Borthwick, hat diese Absicht schon in einer Rede angedeutet. Zu seiner Rechtfertigung kann Lord Salisbury anführen, daß er aus den Wahlen als Führer der stärksten Partei hervorgegangen ist, daß es nicht seine Sache ist, ob und wie viele irische Homeruler zur Gladstone'schen Partei gehören, und daß er deshalb den Lauf der Dinge im Unterhause abwarten muß. Allgemein glaubt man, daß Lord Salisbury dem neuen Parlament gegenübertreten und ein Tadelsvotum abwarten wird. Auch die „Times" räth Lord Salisbury, nicht freiwillig abzudanken. „Natürlich wird es in der Macht Gladstone's liegen, wenn er sich auf seine irischen Verbündeten verlassen kann, die Regierung durch ein Amendement zur Adresse zu stürzen, dabei aber hat er seine Stellung genau zu bezeichnen."

---

Konstantinopeler Blätter bestätigen die Nachricht, daß der Papst für sämmtliche asiatische und auf der Balkanhalbinsel wohnende Katholiken den besonderen Posten eines „General-Patriarchen" in Konstantinopel errichtet hat. Die Veranlassung hierzu soll von der Pforte ausgegangen sein, welche darauf bestand, daß die türkische Regierung bezüglich der Besetzung erledigter Bischofssitze unmittelbar mit der Curie, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung, sich verständigen soll. Der Papst ertheilte hierzu nicht nur seine Zustimmung, sondern er verfügte auch, daß sämmtliche die katholische Kirche in der europäischen und asiatischen Türkei betreffenden Angelegenheiten der Leitung des armenischen Patriarchen Azarian, eines Günstlings des Sultans, der den Titel eines „General-Patriarchen" führen wird, unterstellt werden sollen. Diese Maßregel hat nicht nur deshalb eine große Bedeutung, daß sie den Orient vom Einflusse der europäischen lateinischen Centren befreit, sondern namentlich auch deshalb, weil damit Oesterreich bezüglich der Angelegenheiten der katholischen Kirche in der Türkei, auf welche es bisher einen wesentlichen, ja sogar entscheidenden Einfluß ausübte, vollständig beseitigt wird. Das Letztere behauptet die russische „Nowoje Wremja". Wenn die hier erwähnten Versuche der Curie, eine katholisch geistliche Centralstelle für den Orient zu schaffen, in Wahrheit unternommen worden sind, so hat diese Maßnahme allerdings zweifellos weit mehr politische, als kirchliche Bedeutung. Sie wäre auf die Absicht zurückzuführen, dem Dreibund im Orient durch Eliminirung der zahlreichen Kirchen-Patronatsrechte Oesterreich-Ungarns und den allerdings nicht gleich zahlreichen Patronatsrechten Italiens entgegenzuwirken. Nur darf bezweifelt werden, ob die freilich nicht zahlreichen lateinischen Katholiken in der Türkei sich in dieselbe kirchliche Gemeinschaft mit den Anhängern des armenischen Ritus bringen lassen werden.

---

Der zwischen Mitgliedern der türkischen Gesandtschaft in Athen und einigen Officieren der dortigen Garnison entstandene Conflict scheint eine größere Tragweite anzunehmen, da nicht blos der türkische Botschaftssecretair Aziz Bey, sondern auch der Gesandte Ghalib Bey selbst abberufen worden ist. Ueber die Ursache und den Verlauf des Conflictes verlautet aus sicherer Quelle Folgendes: Letzten Freitag erschienen die Zeugen des Cavallerie-Lieutenants Pirrakos und des Artillerie-Majors Argyropulos sowohl bei Alfred Bey wie Aziz Bey und bestanden auf Austragung der Differenz mit den Waffen. Obwohl der Gesandte Ghalib den beiden ihm unterstehenden Herren verboten hatte, sich zu schlagen, und seitens der Regierung Maßregeln getroffen worden waren, die beiden Officiere eventuell gewaltsam von dem beabsichtigten Zweikampfe abzuhalten, gelang es doch sowohl Alfred Bey wie dem Lieutenant Pirrakos, der Ueberwachung zu entschlüpfen und mit ihren Zeugen am Morgen des Sonnabends außerhalb der Stadt zusammenzutreffen. Das Duell, welches auf Pistolen bei 20 Schritt Distanz und einmaligem Kugelwechsel festgesetzt wurde, endete mit der lebensgefährlichen Verletzung des Officiers, welcher einen Schuß in die rechte Brust erhielt. Noch am selben Tage sollte ein neuer Zweikampf Alfred Bey's mit Major Argyropulos stattfinden; ersterer reiste jedoch, jedenfalls auf höheren Auftrag, am Nachmittage nach Konstantinopel ab und hinterließ ein Schreiben, mit welchem er sich dem Major an jedem diesem beliebigen Orte außerhalb Griechenlands zur Verfügung stellte. Die traurige Entwickelung der ursprünglich so geringfügigen Affaire hat allseits großen Eindruck gemacht. In allen Kreisen herrscht die Ueberzeugung, daß die Dinge einzig durch die auf Seite der griechischen Herren vorhandene Voreingenommenheit auf die Spitze getrieben worden, da es sich im Grunde nur um einen gereizten Wortwechsel ohne ausgesprochene beleidigende Ausdrücke handelte und überdies die beiden türkischen Diplomaten, namentlich Aziz Bey, die anerkennenswertheste Versöhnlichkeit an den Tag legten. Die Zeugen ihrer Gegner lehnten aber von vorherein jede friedliche Austragung ab. Was nun die ursprüngliche Ursache des Conflictes anbelangt, muß allerdings constatirt werden, daß nach der Ansicht der diplomatischen Kreise in Athen die türkischen Herren die bei ihrer exponirten Stellung gebotenen Rücksichten nicht beobachtet haben.

## Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 17. Juli. Die Art und Weise, wie sich die Unabhängigen und Fractionellen in der Socialdemokratie bekämpfen, wird immer leidenschaftlicher; der ehemalige Reichstagscandidat für Berlin II, Herr Auerbach, hat jetzt an den Abg. W. Liebknecht einen offenen Brief gerichtet, der mit den Worten schließt: „Entweder Sie sind nicht mehr in der Lage, im vollen Besitz Ihrer geistigen Kräfte über Dinge und Personen zu urtheilen, und dann, so bedauerlich dies Factum wäre, verdientet sich jede Discussion von selbst — oder dies ist nicht der Fall: dann sind Sie ein abgehärteter, systematischer . . . . . , vor dem öffentlich gewarnt werden muß." Die Unabhängigen hatten für heute, Sonntag, eine Versammlung einberufen, in der über den Vortrag von Liebknecht über Communismus, Socialismus und Anarchismus verhandelt werden sollte. Dieser Vortrag hat die Wuth der Unabhängigen und Anarchisten gegen die Fractionellen zur hellsten Flamme angefacht und der Tag dürfte wirklich nicht mehr fern sein, an dem die feindlichen Brüder handgemein werden; in den letzten Versammlungen war es beinahe so weit. Herr Liebknecht hat schon gestern erklären lassen, daß er der an ihn ergangenen Einladung der Unabhängigen zu der Versammlung nicht Folge leisten werde, und auch die fractionellen „Genossen" sind von dem Vertrauensmann auf das Dringendste ersucht worden, der Versammlung fern zu bleiben. Mögen die Führer der Fraction noch so sehr die Köpfe in den Sand stecken, sie kommen über die Thatsache doch nicht hinweg, daß die unabhängigen Schaaren immer mehr und mehr wachsen, nicht nur in Berlin, sondern auch in den Provinzen, und daß die Fractionellen immer mehr der Gefahr entgegengehen, in ihren Versammlungen von den Unabhängigen überrumpelt und niedergeschrien zu werden; denn an Rührigkeit sind die Auerbach, Werner, Schweitzer den „gesättigten Existenzen" weit über.

* **Berlin**, 17. Juli. Der berühmte Döllinger hielt am 25. Juli 1881 in der Münchener Akademie eine Rede, in der er u. A. sagte: „Das Schicksal des jüdischen Volkes ist vielleicht das erschütterndste Drama der Weltgeschichte". In dieser Rede entwirft der große Gelehrte in kurzen Strichen ein Bild der Verfolgungen und Qualen, denen das jüdische Volk anderthalb Jahrtausende hindurch ausgesetzt war. „Haß und Abscheu", heißt es in diesem Vortrage, an den die „München. N. Nachr." zu gelegener Stunde erinnern, „wurden gegen sie gesät und Massenmord geerntet"; dann heißt es weiter:

„Gewöhnt an die Vorstellung, daß jeder Jude der geborene Feind und Schuldiger der Christen sei, hielten die Völker in einer Zeit, die ohnehin mit Vorliebe, ja mit Begier, das

---

# Feuilleton.

## Der Letzte seines Stammes.

15] Licht- und Schattenbilder von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Bravo, bravissimo, mein lieber Herr Schwiegersohn! Das muß ich sagen, Sie wissen eine Burg mit Sturm zu nehmen! So ist's Recht; Gott segne Euch, Kinder! Morgen ist große Verlobungsfeier; die Stadt soll es wissen, wenn der Geheimrath Marius seine einzige Tochter verlobt.

Graf Coda that sehr überrascht und verlegen, und Fräulein Mimie war es wirklich. Was? Wie es schien, war sie verlobt, ehe sie recht wußte, wieso? Ging denn das wirklich so rasch? Gleich hinter seiner Frau trat der Geheimrath ebenfalls ins Zimmer; Mimie wurde über und über roth, machte sich von ihrem Verlobten los und flüchtete in die Arme ihrer Mutter. Die Thränen standen ihr in den Augen, — in den hübschen, großen, ruhigen Kinderaugen, die sie jetzt am Busen ihrer Mutter verbarg. Gieb Dich nur zufrieden, Mimie, das ist nicht anders! sagte ihre Mutter lächelnd, während sich der Graf und der Geheimrath wieder mit ziemlicher Energie umarmten.

Die Umkehr vom Siedepunct der Gemüthserregung zur ruhigen Frühstücksstimmung war für Herrn Graf Arelmar ein gewiß schwieriges Unternehmen, aber auch das gelang ihm in wunderbarer Weise. Er lief fortwährend von Einem zum Andern, küßte bald seiner Braut die Stirn, bald seiner Schwiegermama die Fingerspitzen, und bald umarmte er den Herrn Geheimrath, bis endlich nach und nach eine ruhigere Stimmung Platz griff, in der sich die vier Personen zum Frühstückstisch niedersetzten und zwar der Geheimrath mit gutem Appetit, die Frau Geheimräthin mit unendlich geschmeichelter Eigenliebe, Graf Arelmar mit der gehobenen Stimmung der Freiheit und Schuldenlosigkeit und Fräulein Mimie endlich noch immer mit der Melodie im Kopfe:

„Sie sagen, es wäre die Liebe!"

Wie alle pikanten Neuigkeiten, so verbreitete sich auch die Nachricht von der Verlobung der einzigen Tochter des Millionen-Marius mit dem Grafen Arelmar Coda mit einer explosiven Geschwindigkeit. Noch an dem gleichen Tage war Justizrath Markwaldt mit einer fast beängstigenden Betriebsamkeit bemüht, die Thatsache „festzunageln" — als ob er gefürchtet hätte, sie könnte sich wieder in ein Nichts auflösen.

Am nächsten Tage stand sie schon im Berliner Tageblatt, in der Norddeutschen und in der Kreuzzeitung und war damit „urbi et orbi" zur Kenntniß gebracht. Die Verlobungsfeier selbst wurde vom Geheimrath mit einem gewissen demonstrativen Geräusch in Scene gesetzt, alle Welt erhielt Einladungen, und die Salons des Marius'schen Hauses hatten noch nie eine so drückende Fülle heiterer, lustiger und lachender Gesichter gesehen, als an diesem Tage. Die Brautleute hatten selbstverständlich eine harte Aufgabe. Es war eine wahre Tortur, alle diese sogenannten Glückwünsche, die offenen Liebenswürdigkeiten und die versteckten, aber gut gemeinten Malicen in Empfang zu nehmen und mit den üblichen Phrasen zu quittiren.

Nun, das hat man ja kommen sehen, meine Liebe! Sie sind nicht gemacht, Ihre hangende und bangende Pein zu verbergen, aber:

Nein, wer hätte das gedacht! Sie kleine perfecte Heuchlerin! und Aehnliches mußte Fräulein Mimie wohl hundert und mehrere Male anhören, mehr oder weniger von schalkhaften, neckischen Mienen begleitet.

Mit ihrer angeborenen ruhigen Grazie hörte Fräulein Mimie all' das Geschwätz an, mit ihren großen, unschuldigen Kinderaugen und ihrem spiegelreinen Gewissen hörte sie, bald daß sie eine ertappte Heuchlerin sei, bald daß sie durchaus nicht im Stande sei, zu heucheln. Sie war ja an dem ganzen Vorgang wirklich so unschuldig — so strafbar unschuldig! Manchmal, wenn sie einen Lichtblick in ihrer dämmernden Existenz hatte, kam sie sich vor wie eine Theatercoulisse, während die Millionen ihres Vaters die Handlung — eine wüste Burleske — auf der Bühne darstellten. Man gab sich alle Mühe, ihr das zu verbergen, und wenn man mit ihr selbst sprach, hatte man Anstand genug, sie persönlich davon Nichts merken zu lassen. Aber gewisse Vorgänge ließen sie es manchmal doch merken, und dann wollte es ihr scheinen, als ob gewisse Sachen sie eigentlich kränken müßten. Interessen waren das, wie gesagt, nur Lichtblitze, die wieder verschwanden, um sie in dem vorherigen Dunkel, in der traumhaften, unselbstständigen Existenz zurückzulassen. Was hätte sie denn auch thun können? Sie hätte ja eine wahre Revolution in der Gesellschaft hervorbringen müssen, und dazu — war sie zu gut erzogen.

So schlummerte sie also weiter, und wenn ja einmal ein ängstlicher Gedanke, eine revolutionaire Idee in ihr auftauchte, schlummerte sie bald wieder ein. Das Leben verlief ihr zu glatt, zu selbstverständlich, zu conventionell, als daß es sie hätte aufrütteln sollen.

So etwa waren die Reflexe dieser Verlobung in Berlin selbst. Aber die Welt wird bekanntlich immer mehr und mehr wie ein Filz! Eisenbahnen, Telegraphen, Zeitungen, Briefe, Postkarten geben ein Gewebe, zwischen dem die Menschen immer fester hängen bleiben, und so erhielt nicht nur die urbs, sondern auch der orbis Veranlassung, seine Glossen über die „Feierlichkeit" zu machen.

In der Via Sistina, nahe bei der spanischen Treppe in Rom — wo die Künstler wohnen, die erst welche werden wollen, wie die scharfen Zungen in Rom sagen — im vierten Stock, in dem er nicht nur „des guten Lichtes wegen" wohnte, saß Herr Walter Gernot vor seiner Staffelei und malte. Er war nun schon fast ein halbes Jahr in Rom, und er hätte wirklich nicht genußt, wie er seinen Unterhalt hätte erwerben sollen, wenn nicht die längst vollendete und abgesandte Copie mehr eingetragen hätte, als er geglaubt hatte. Er lebte sehr eingezogen und arbeitete sehr fleißig. Gernot schien einer von jenen Menschen zu sein, denen es außerordentlich schwer fällt, im Leben eine goldene Mittelstraße einzuhalten. Hatte er erst gar nichts gethan, so drehte er jetzt wieder in der Arbeit zu versinken, zwei Extreme, die beide nichts taugen. Auch sein Gesicht hatte sich etwas verändert. Das Träumerische, ewig Suchende, die „unausgegebrene Genialität" war aus seinen Zügen verschwunden und hatte einer resoluten Energie, einem kalten, resignirten Ernst Platz gemacht.

Neben ihm, auf einem wackeligen dreibeinigen Holzschemmel saß eine ältere Dame, das war die Krancher. Ein schmutziger Wallkittel hüllte ihre Arme und den ganzen Körper ein, das Gesicht war mager, die Augen lebhaft, die Nase spitz und roth. Die Haare, die sie ganz kurz geschoren trug, waren zum größten Theil stark ergraut. Sie rauchte behäbig aus einer kurzen rothen Thonpfeife mit einem Stiel am gebogenen Rohr — wie sie die Straßenarbeiter in Unter-Italien allgemein gebrauchen — und spuckte hin und wieder mit einer gewissen Weltverachtung aus.

Sie sah dem Collegen Gernot bei seiner Arbeit zu. Die Italiener nannten sie mit ihrer verständnißlosen corrupten Aussprache deutscher Namen la signora Kranker, woraus dann die etwas ungalanten und inconventionellen deutschen Maler in Rom — die kranke Signora machten, was aber die Krancher, wenn sie es hörte, außerordentlich erboste, weil sie glaubte, daß mit dieser Bezeichnung auf gewisse Eigenthümlichkeiten angespielt werden sollte, die man im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdruck „übergeschnappt" bezeichnet.

Die Krancher war etwa 50 Jahre alt und wollte angeblich nicht heirathen.

Sehen Sie, mein lieber Gernot, das läßt sich hören! Man sieht dem Ding jetzt wenigstens anständige Farbengebung und Composition an. Ist das nicht besser, Sie malen ein gescheides Bild, als daß Sie sich grämen und härmen, weil Ihnen ein einfältiges Gänschen Ihre Briefe nicht beantwortet? Lassen Sie sich nicht wieder die dummen deutschen Sentimentalitätsmucken einfallen und ich garantire Ihnen, daß Ihre Virginia ein Schlag wird!

Wäre auch nöthig, meine liebe Krancher. Sie wissen, Mangel an nervus rerum macht sehr kühl und vernünftig. Das ist ja die Gemeinheit in der Welt, daß ein Künstler auch essen muß.

Lange Pause. Gernot malte aufmerksam weiter und die Krancher guckte rauchend zu. Plötzlich sagte sie wieder heftig:

Unsinn, Gernot, Gott bewahre! Lassen Sie den dummen gelben Ton weg, der verdirbt Ihnen ja den ganzen Ausdruck. Ueberhaupt ist gerade dieser Kopf die schlechteste Leistung, die Achillesferse auf dem Bilde. So sieht kein Vater aus, der seine Tochter todtsticht; das ist überhaupt kein Römerkopf, das ist ein deutscher Bierbrauer oder Metzgermeister!

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.